

Arnd Bünker

Migration – Grenzen öffnen!

Ein DIAKONIA-Heft über Migration ist angesichts der Fülle der Dimensionen und Erfahrungen, die sich im Migrationsbegriff verbergen können, kaum auf einen Nenner zu bringen. Im Folgenden sollen daher nur einige Schneisen geschlagen werden, um dem Container-Begriff Migration eine theologische und lebenspraktische Kontur zu geben.

Vor zwei Jahren bin ich aus Deutschland in die Schweiz gezogen. Da wurde ich Deutscher und Migrant – jedenfalls für verschiedene Statistiken oder für rechtliche und steuerliche Ordnungssysteme und auch bei sprachlichen Unterschieden. Das Migrant-Sein war neu. Das Deutscher-Sein war mir bislang kaum so bewusst gewesen. Wir sind viele Migranten und Migrantinnen in der Schweiz. Bei mir fällt es weniger auf als bei anderen. Eigentlich sind wir alle sehr unterschiedlich – und das, was uns verbindet, ist nichts, mit dem wir gerne in Verbindung gebracht werden möchten. Migrant-Sein oder Migrantin-Sein ist irgendwie eher Nichts als Etwas. Ich lebe als Deutscher in der Schweiz und fühle mich eigentlich nicht als Migrant. Hätte ich meinen Wohnort von Münster nach Passau verlegt – was wäre wirklich anders?

Migrantin oder Migrant zu sein ist Folge einer Konstruktion. Ihre Variablen sind Grenzzie-

hungen, geographisch, staatlich, national, sprachlich, kulturell, religiös, sozial, rechtlich Die zu MigrantInnen Erklärten haben darüber am wenigsten zu bestimmen. MigrantInnen werden durch die Grenzdefinitionen anderer, durch deren Abgrenzungspraxen, zu MigrantInnen. Nur so ist zu erklären, dass man die Bezeichnung Migrant oder Migrantin auch dort noch nutzt, wo sie keinen Sinn mehr hat, weil die so Bezeichneten sich selbst nicht »wandernd«, sondern zum Beispiel einfach »anwesend« erleben. Das dauerhafte Einzwängen von Menschen unter die Definition MigrantIn mag daher als Wunschdenken derjenigen mit Definitionsgewalt verstanden werden, dass diejenigen, die eine Grenze überschritten haben, möglichst bald weiter »wandern« werden und ein vermeintlich nicht für sie bestimmtes Terrain wieder verlassen. MigrantIn: Das bedeutet die Aberkennung der Tatsache, angekommen oder doch mindestens einfach da zu sein. Diese Aberkennung



Arnd Bünker, Dr. theol., ist Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in St. Gallen und geschäftsführender Sekretär der Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz. Seit 2011 ist er Mitglied der Redaktion von DIAKONIA.

kann klebrig sein und über Generationen anhalten – die Rede vom so genannten Migrationshintergrund wird zur Stigmatisierung, die kaum ein Gesetz verbietet und die viele Gesetze tagtäglich mit dem Anschein der Legitimität auszeichnet.

Migration als Vernebelungsbegriff

Heute wird in unterschiedlichsten Zusammenhängen von Migration gesprochen. So fasst der Begriff Migration als Container-Begriff verschiedenste Einzelphänomene unter einer generalisierenden Chiffre zusammen. Grenzüberschreitung könnte als generelles Thema unserer Zeit gesehen werden – ebenso wie Grenzziehungspraxen, die ständig im Fluss sind. Dabei bleibt unklar, ob diese Grenzüberschreitung im Einzelnen freiwillig oder erzwungen, geplant oder unter chaotischen Umständen, abenteuerlich oder lebensgefährlich ist. Der Migrationsbegriff verschleiert hinter aller Abstraktion und Generalisierung die vielfältigen Schicksale und Zusammenhänge sehr konkreter migrantischer Erfahrungen – vor allem diejenigen, in denen sich mit »Migration« Angst, Ausweglosigkeit, Scheitern, Lebensbedrohung, Ausschluss, Schuld und Tod verbinden. »Migration« versteckt die Auskunft darüber und die Notwendigkeit zur Auseinandersetzung damit, ob es sich zum Beispiel um globale professionelle ExpertInnen handelt, die »Erste Klasse« migrieren, oder um Menschen, die mit dem Mut der Verzweiflung einen Weg ins Ungeheure antreten und dabei ihr Leben riskieren.

Über Migration?

Bei einem Heft über Migration irritiert mich

das unscheinbare »über«. Hier könnte ein Prüfstein für die Bewährung der Theologie und der kirchlichen Praxis liegen, wenn sie durch Migration herausgefordert sind. Welchen Standpunkt nehmen wir ein, wenn wir »über« Migration nachdenken und schreiben? Von wo schauen wir? Welche spezifischen Eigenarten bringt eine solche Perspektive mit sich? Und unter welchen Umständen wären sie zu akzeptieren – oder eben nicht? Es geht wohl darum, dass das »über« nicht über unsere eigene Rolle in den Migrationswirklichkeiten hinwegsehen lässt.

Migration als Anwendungsfall ...

Das abstrahierende, objektivierende, neutralisierende und distanzierende »über« könnte am Ende für Theologie und kirchliche Praxis bedeuten, Migration einfach als Anwendungsfall für die bestehende theologische und kirchliche Praxis zu sehen. So können wir dann in den bestehenden Kategorien – eben in »sesshaften« Kategorien – theologisch-wissenschaftlich über Migration reflektieren und müssen dabei die gängigen Denkmuster höchstens neu justieren und gewichten. In der kirchlichen Praxis werden wir ebenfalls vor allem die üblichen Mittel, die uns Routinen und Institutionen zur Verfügung stellen und an die wir uns gewöhnt haben, passend zur Anwendung bringen: caritative Fürsorge, Kleiderbörsen, Beratungseinrichtungen und vielleicht, binnenkirchlich, noch ein bisschen katholische Weltkirchen-Folklore.

Voraussetzung des »über« wäre dann ein stillschweigendes Einverständnis mit der Grenzziehung, mit der Migration definiert wird. Wir – die Sesshaften, die Eingeborenen, die Beheimateten, die »Normalen« – begegnen helfend, abwehrend, unterstützend den Anderen. Unser

Wir konstituiert das Anders-Sein der Anderen und ihren Status als MigrantInnen. Unter dieser Voraussetzung – einer Kollaboration mit den Grenzdefinitionen, welche die Klassifikation als MigrantIn oder Migrant erst hervorbringen – werden Theologie und christliche Praxis dann aktiv.

Zwei vielleicht etwas überspitzt gezeichnete Beispiele mögen die Auswirkungen dieser Grundhaltungen illustrieren:

... für die kirchliche Lehre ...

Die Kirchen im deutschsprachigen Raum gehören auf der Ebene der lehramtlichen Verkündigung und der offiziellen Stellungnahmen zu denjenigen Institutionen, die im Rückgriff auf biblische Ursprungserinnerungen immer wieder die Rechte der MigrantInnen eingefordert und somit auch zu rechtlichen und politischen Fragen deutliche Stellungnahmen formuliert haben. Der theologische (und sozialetische) Apparat der Kirchen funktioniert hier gut – und bewirkt gleichzeitig selbst binnenkirchlich eher wenig. Die theologischen Routinen gehen ihren Gang, aber sie bleiben zugleich in ihrer Wiederholung seltsam ineffizient, wenn es um Veränderungen der Realität geht.

... und die Praxis

Das zweite Beispiel: Katholische ChristInnen machen seit der Industrialisierung bis heute den allergrößten Teil der MigrantInnen in den deutschsprachigen Ländern aus. In etlichen Großstädten und in manchen Regionen und Bistümern stellen MigrantInnen längst die Mehrheit in der katholischen Kirche. Ähnliches gilt für die christlichen Kirchen insgesamt. Zugleich

wurden und werden diese katholischen MigrantInnen in der Praxis überwiegend in »Sondergefäßen« so genannter anders- oder muttersprachlicher Missionen pastoral versorgt. So blieb die »sesshafte« Kirche im Wesentlichen die Alte und die MigrantInnen bleiben nun schon in der vierten Generation in »ihrer« Mission, gerade so, als ob sie noch immer nicht angekommen wären – jedenfalls nicht in der »Normalität« der hiesigen Kirchen.

Dass die »ganze« katholische Kirche durch Migration »betroffen« ist, schlägt sich bis heute nahezu nirgends nieder. Selbst die praktische Theologie im deutschsprachigen Raum hat sich bislang kaum je mit der Frage der Migrationswirklichkeit in der eigenen Kirche befasst. Erst in jüngerer Zeit gibt es erste Ansätze. Eine Ekklesiologie, die sich mit dem Migrationshintergrund der ganzen Kirche befassen würde, wird ebenfalls noch kaum diskutiert.

Gibt es eine Alternative zum »über« Migration? Ich meine Ja, allerdings ist diese Alternative in mancherlei Hinsicht risikobehaftet.

Migration als Evangelisierungsfall ...

Hier wäre Migration nicht einfach nur ein Anwendungsfall bestehender theologischer und kirchlich-praktischer Routinen – und damit ein Anwendungsfall neben vielen in einer ohnehin durch zu viele Anwendungsfälle vielleicht schon orientierungslos gewordenen Kirche und Pastoral. Wo Migration nun nicht zum Anwendungsfall wird, da kann sie zum Evangelisierungsfall werden – als Impuls zur Neuentdeckung der Gegenwart Gottes und als Chance zur Umkehr für die Kirche. Migration würde dann als »Zeichen der Zeit« verstanden werden – mit allen Unwägbarkeiten, die sich damit verbinden – und

zugleich eben auch mit der unbedingten, der zwingenden Herausforderung, die sich stellt, sobald man die Zeichen der Zeit als »wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes« (GS 11) liest. Die Risikobehaftung dieses Zugangs zur Migration trifft die theologische Erkenntnis ebenso wie die Kirche und ihre Praxis. Zeichen, jedenfalls Zeichen der Zeit, sind immer mehrdeutig – und zugleich verlangen Zeichen der Zeit unter Umständen sehr eindeutiges Handeln und eindeutiges Zeugnis. Auch dafür zwei Beispiele:

... nämlich als Anstoss zur Umkehr ...

Die Praxis des Kirchenasyls hat sich nicht als Ausführung kirchlicher Soziallehre entwickelt, sondern als Ausbruch aus dominierenden Routinen auch des kirchlichen Umgangs mit dem Schicksal von Flüchtlingen. Hier leisteten und leisten ChristInnen dem unbedingten Anspruch einer erfahrenen Wirklichkeit Folge – auch wenn es nie eine letzte Sicherheit über die Richtigkeit der Entscheidungen, sich zum Beispiel gegen Gesetze zu wenden oder parochiale Konventionen zu brechen, gab oder gibt. Aufgrund der gegenwärtigen weitestgehenden Verlagerung der Aufnahmeverweigerungspraxis an die Außengrenzen der Europäischen Union (FRONTEX) stellt sich die Herausforderung insofern neu, als dass sich Christinnen und Christen hier dazu aufgefordert sehen, die Ideologie der »Festung Europa« zu hinterfragen und die tödlichen Konsequenzen des europäischen Abgrenzungsregimes offen zu benennen. So könnte der Legalitätsanschein dieses Regimes delegitimiert werden und es würden neue Handlungsspielräume sichtbar, die heute noch hinter falschen Grenzziehungen verborgen sind.

... und zur Umkehr der Verhältnisse

Das zweite Beispiel erinnert an eine häufig anzutreffende Selbst-Ermächtigung von Christinnen und Christen, die aus dem (vor allem nicht-europäischen) Ausland zu uns kommen. Schon seit einigen Jahrzehnten und vermehrt seit den 1990er Jahren entledigen sich christliche »MigrantInnen« der aufgezwungenen Klassifizierung, die sie häufig auch noch in ihrer eigenen Religion trifft. Sie organisieren sich oftmals mit großer Dynamik in freikirchlichen Gemeinden mit charismatisch/pentekostaler Prägung. Hier kehrt sich das Stigma »MigrantIn« um und wird zur selbst gewählten bzw. als Erwählung verstandenen Identität als »MissionarIn«. Diese Praxis, die sich auf biblische Vorbilder berufen kann – schon Paulus deutete seine vielen erzwungenen Migrationen als freiwillig angenommene Berufung zur Mission um –, dient nicht nur der Wiederherstellung der Würde von Menschen, die man ihnen als »MigrantInnen« allzu oft abgesprochen hat. Sie birgt zugleich die Chance und – durch die kirchliche Verselbstständigung – die strukturelle Voraussetzung, um die alteingesessenen Kirchen gerade in ihrem kirchlichen Selbstverständnis und nicht nur in ihrer kirchlichen Handlungsroutine herauszufordern.

Grenzen öffnen!

Eine Auseinandersetzung mit Migration kann nicht an der Infragestellung der Grenzziehungen vorbeisehen, die mit jedem MigrantIn und mit jeder MigrantIn sichtbar werden. Diese Grenzziehungen auch selbstkritisch zu überprüfen bzw. sie im Spiegel der Anderen einer neuen Perspektive auszusetzen – darin könnte ein entscheidendes Moment liegen für eine christliche und kirchliche Praxis.